

Rittmeister Brand.

4)

Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach.

5.

Gescheitert, wie Robinson, richtete er sich auf seiner Insel ein. Er änderte, als Feind der halben Maßregeln, seine Lebensweise aus dem Grunde, verschenkte seine Pferde, seine Waffen an arme, einstige Kameraden, zog nach der Stadt und vegetierte dort wie ein pensionierter Hofrat. Er mied die Kaffeehäuser, in denen Offiziere verkehrten, machte große Spaziergänge, besuchte Museen, Kunstausstellungen, Konzerte, Theater und populäre Vorlesungen. Er holte manches nach, was ihm an literarischer Bildung fehlte, las die Klassiker, las auch moderne Poeten, konnte sich erfreuen an einem schönen Buch, einem schönen Bildwerk und an guter Musik. Diese wohlthuenden Eindrücke gingen aber nicht tief; hinter der flüchtigen Wärme und dem Interesse, die sie erregten, schauerte es kalt, gähnte die Leere.

Der Zeit wilder Aufregung war eine unausbleibliche Reaktion gefolgt. Brand hatte einem gebieterischen Müßigen gehorcht, als er alles hingab, was den besten Inhalt seines Daseins ausmachte, um einen Verbrecher bestrafen zu können. Er hatte nicht rechts noch links geschaut, nur nach dem einen, einzigen Ziele hin; nicht gefragt: wenn es erreicht sein wird, was dann? Und als dieses „dann“ zur Gegenwart wurde, erschien sie ihm recht öde, nuklos und armselig, und der Blick in die Zukunft wie ein Blick ins Grab.

Die Wohnung, die er für sich und für seinen ehemaligen Privatdiener gemietet hatte, lag im zweiten Stock eines schönen Hauses der Rathhausstraße, war hell und freundlich und zeichnete sich durch die höchste, eine wahrhaft ersinderische Reinlichkeit aus. Wer die drei Zimmer durchschritt, aus denen sie bestand, brauchte keinen besonderen Scharfsinn, um zu erkennen: hier haust ein einfacher und solider Mann, der eine Vorliebe hat für mattgeschliffenes Nußholz und für die grüne Farbe.

Zwischen der Tür, die aus dem konventionell ausgestatteten Salon herein führte, und dem ersten Fenster links, ragte ein hoher Bücherschrank fast bis zur Decke, und die Bücher darin waren nett gebunden und sorgfältig eingereiht. Dem Bücherschrank gegenüber, zwischen dem zweiten Fenster und der Tür des Schlafzimmers, machte sich ein großer Schreibtisch breit; ein Strohseffel mit runder, niederer Lehne stand vor ihm, und über ihm hingen zwei schöne Kupferstiche: Erzherzog Karl, nach dem Gemälde von Kellerehoben, und Laudon, nach L'Allemands prächtigem Reiterbilde.

Die Längswand wurde zur Hälfte von einer großen Ottomane, eine der Ecken von einem Kachelofen eingenommen, der in sanftem Maigrün schimmerte, die andere von einer Etagere mit Rauchrequisiten, alles gebiegen, lauter brave Arbeit von tüchtigen Handwerkern, natürlich auch der Tisch, die Fauteuils und die Stühle, die mit der Ottomane zusammen eine Familie bildeten. Sie wieder hatte ein würdiges vis-à-vis in der zwischen den Fenstern angebrachten Konsole, der Trägerin einer vortrefflichen altdeutschen Uhr.

Neben ihr standen zwei Armleuchter aus Messing. Das mattfarbige und weiche Silber wird in Brands Haushaltung nur in Gestalt von Eßbestecken geduldet. Wohl verdaakt sieht der Schatz an schönem Silbergerät, der von seinen Eltern und Großeltern her stammt, im Schranke und wird auf Dietrichs nicht gerade lachende, aber auch nicht weinende Erben übergeben, entfernte, wohlhabende Verwandte. Mit Fug und Recht darf er sich sagen, daß sein Tod keinem seiner sogenannten Angehörigen eine Stunde trüben oder erheitern wird. Und dessen freut er sich. Wo er gleichgültig ist, will er auch gleichgültig lassen. Das Ärgste wäre ihm, in der Schuld eines anderen zu stehen, ob sich's nun um Gulden handelt oder um liebevolle Empfindungen.

Es war an einem heißen Mainachmittag des Jahres 1890, und Brand eben aus dem Restaurant zurückgekommen, in dem er seine einfache Mahlzeit einzunehmen pflegte. Die Sonne brannte mit sommerlichen Glut zu Erde nieder

und machte jedes Fenster, das sie beschien, zu einem Brennspiegel, und jeden Pflasterstein zu einem kleinen Ofen.

Mit Behagen empfand der Heimgekehrte den Kontrast zwischen der drückenden Schwüle, dem grellen Lichte auf der Straße und der angenehmen Temperatur in seinem hohen, lustigen Zimmer. Leicht gedämpft durch die herabgelassenen Stores fiel das Licht herein, ein mildes, grünliches Licht, bei dem man ungemein gut lesen konnte. Brand zündete eine Zigarre an, setzte sich auf seinen Sessel vor dem Schreibtisch und nahm ein Buch, das aufgeschlagen neben der Mappe gelegen hatte, zur Hand: Mollhausens Reisen im Felsengebirge Nordamerikas.

Von Zeit zu Zeit unterbrach er seine Lektüre, um einen Blick nach der riesigen Weltkarte zu werfen, die über der Ottomane hing. Einen scharfen durchdringenden Blick aus seinen grauen, tiefliegenden Augen, die von ihrer ungewöhnlichen Sehkraft noch nichts verloren, obwohl achtundvierzig Jahre verslossen waren, seitdem sie sich zum ersten Male aufgeschlagen hatten. Dabei zog er seine dichten Brauen zusammen, und auf der viereckigen Stirn entstanden zwei tiefe Furchen, die ihm einen klugen und strengen Ausdruck gaben.

Eine halbe Stunde verging. Die Tür des Salons wurde geöffnet, und jemand trat ein. Brand wußte, ohne sich umzusehen, wer es war. Er kannte den festen und zugleich distinkten Schritt, den sein Diener sich hatte angewöhnen müssen, er kannte auch dessen Art, die Tür zu öffnen und zu schließen. Wer hatte sie ihm denn beigebracht?

„Die äußere Klinke gefaßt, du Waldmensch. Eins! — niedergedrückt: Zwei! — Tür auf! — Vorwärts, und die andere Klinke gefaßt: Eins! — niedergedrückt: Zwei! — Tür zu!“

Diese Übung zehnmal nacheinander durch drei Tage wiederholt, und ein ehemaliger Waldmensch war für den ganzen Rest seines Lebens befähigt, als ein Gesitteter unter Gesitteten zu erscheinen. Ist solcher Gewinn nicht der Kleinen Mühe wert?

Peter Peters war also eingetreten. Ein weiteres Lebenszeichen gab er nicht. „Was willst Du?“ fragte Brand nach einer Weile, ohne sich umzusehen.

Peter zögerte, seine Stimme war furchtbar gepreßt, als er sie endlich erhob, um seine „gehorsamste Mitteilung“ vorzubringen.

Eigentlich wurde die Mitteilung hinterbracht, denn er sagte, was er zu sagen hatte, in seines Herrn Rücken, der ihm wohl auch imponierte, aber doch nicht so sehr wie seines Herrn Gesicht.

Wenn er gesehen hätte, was auf dem vorging, während er sprach, würde er seine Rede schwerlich zu Ende gebracht haben. Bestürzung, Zorn, Behmut spiegelten sich in den Zügen des erregten Mannes um, als sein Diener schwieg, einer rasch erkämpften eisernen Ruhe zu weichen. Jetzt wendete er plötzlich den Kopf. Er, der Sitzende, der Kleine maß den stehenden großen Peter von oben herunter und sagte, die Ellbogen auf die Sessellehne gestützt, die Zigarre zwischen den Zähnen: „Heiraten willst Du, wenn ich nichts dagegen habe? — Was soll ich dagegen haben? — Du heiratest und Du gehst. Einen mit Familie behafteten Diener kann ich nicht brauchen. Und wie heißt die Gans, die Dich nimmt?“

Nicht ein protestierendes Wort zugunsten seiner Erlorenen kam über Peters Lippen. „Du gehst.“ Wie eine Pistolenkugel hatte es ihn getroffen. Er wunderte sich, daß er noch aufrecht stand. „Du gehst.“ Diese — Unmöglichkeit hatte er nicht erwogen.

„Wie heißt sie?“ wiederholte Brand.

Tonlos, mit verglasten Augen vor sich hinstarrend, gab Peter die Antwort: „Magdalena Sänftenträger. Kinderlose Witwe. Das Delikatessengeschäft grad gegenüber gehört ihr. Wo ich zum Souper für den Herrn Rittmeister die kalte Küche hole.“

„Die kalte Küche, schön. Bei der haben die Herzen Feuer gefangen. Gut. Abgemacht. Geh.“

Peter ging, und die grossenden Gedanken Brands folgten ihm nach. Der will heiraten, der will sich etablieren, einen Haushalt gründen, dieser Peter, an dem immer noch erzogen werden muß, der nichts kann und nichts ist ohne seinen

Serrn. Wenn man nur denkt! — Zum zweiten Dragoner-Regiment war er gekommen vor zwölf Jahren, halb verhungert, der verwaiste Sohn einer armen Tagelöhnerin, die mit ihm in der Welt herumgezogen war, da- und dorthin, wo sie gerade Arbeit fand, der nie eine Schule regelmäßig besucht, nie einen ganzen Rock am Leib gehabt hatte. Und nun auf einmal gut genährt, bekleidet und bewohnt, von seinem Rittmeister mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt als der ärmste, im Zustande ärgster Verwahrlosung übernommene Rekrut. Man konnte Freude an ihm haben, an seinem physischen, geistigen und moralischen Gedeihen, an dem Glück, das sich auf seinem gutmütigen, braunen Gesichte spiegelte — wenn er nicht gerade weinte — denn das war seine Schwäche. Viel zu leicht für einen Mann, einen Soldaten, traten ihm Tränen in die Augen. Der bärenhafte Burische konnte nicht leiden sehen, an wenigsten Tiere. Er war allem Lebendigen ein Freund: er hielt sich für den Vereidenswertesten auf Erden, als ihm ein Pferd anvertraut wurde. Keines im ganzen Regimente war besser gehalten als Peters Sinbad, und in verhältnismäßig kurzer Zeit keines besser geritten. Auf dem Rücken des Tieres, dessen Gedanken er, und das seine Gedanken erriet, verlebte er seine glücklichsten Stunden.

(Fortsetzung folgt.)

Romeo und Julia auf dem Dorfe.

(Nachdruck verboten.)

1) Selbwyler Geschichte von Gottfried Keller.

Diese Geschichte zu erzählen, würde eine müßige Erfindung sein, wenn sie nicht auf einem wahren Vorfalle beruhte, zum Beweise, wie tief im Menschenleben jede der schönen Fabeln wurzelt, auf welche ein großes Dichterverk ge gründet ist. Die Zahl solcher Fabeln ist mäßig, gleich der Zahl der Metalle, aber sie ereignen sich immer wieder aufs neue mit veränderten Umständen und in der wunderbarlichsten Verkleidung.

An dem schönen Flusse, der eine halbe Stunde entfernt an Selbwyhl vorüberzieht, erhebt sich eine weitgedehnte Erdwelle und verliert sich, selber wohlgebaut, in der fruchtbaren Ebene. Fern an ihrem Fuße liegt ein Dorf, welches manche große Bauernhöfe enthält, und über die sanfte Anhöhe lagen vor Jahren drei prächtige lange Acker weithingestreckt, gleich drei riesigen Wändern nebeneinander. An einem sonnigen Septembertage pflügten zwei Bauern auf zweien dieser Acker, und zwar auf jedem der beiden äußersten; der mittlere schien seit langen Jahren brach und wüßte zu liegen, denn er war mit Steinen und hohem Unkraut bedeckt, und eine Welt von geflügelten Tieren summt ungehört über ihm. Die Bauern aber, welche zu beiden Seiten hinter ihrem Pfluge gingen, waren lange, knochige Männer von ungefähr vierzig Jahren und verkündeten auf den ersten Blick den sicheren, gutbesorgten Bauersmann. Sie trugen kurze Knieflossen von starkem Zwilling, an dem jede Kante ihre unveränderliche Lage hatte und wie in Stein gemeißelt aussah. Wenn sie, auf ein Hindernis stoßend, den Pflug fester saßten, so zitterten die groben Heimbärme von der leichten Erschütterung, indessen die wohlrasierten Gesichter ruhig und aufmerksam, aber ein wenig blinzeln in den Sonnenschein vor sich hinschauten, die Kirche bemäßen oder wohl auch zuweilen sich umsehen, wenn ein fernes Geräusch die Stille des Landes unterbrach. Langsam und mit einer gewissen natürlichen Bierlichkeit setzten sie einen Fuß um den anderen vorwärts, und keiner sprach ein Wort, außer, wenn er etwa dem Knechte, der die vier stattlichen Pferde antrieb, eine Anweisung gab. So gingen sie einander vollkommen in einiger Entfernung, denn sie stellten die ursprüngliche Art dieser Gegend dar, und man hätte sie auf den ersten Blick nur daran unterscheiden können, daß der eine den Zipfel seiner weißen Kappe nach vorn trug, der andere aber hinten im Nacken hängen hatte. Aber das Wechselte zwischen ihnen ab, indem sie in der entgegengesetzten Richtung pflügten: denn wenn sie oben auf der Höhe zusammentrafen und aneinander vorüberkamen, so schlug dem, welcher gegen den frischen Wind ging, die Zipfelflappe nach hinten über, während sie bei dem anderen, der den Wind im Rücken hatte, sich nach vorne sträubte. Es gab auch jedesmal einen mittleren Augenblick, wo die schimmernden Rücken aufrecht in der Luft schwankten und wie zwei weiße Flammen gen Himmel züngelten. So pflügten beide ruhevoll, und es war schön anzusehen in der stillen, goldenen Septembeergegend, wo sie so auf der Höhe vorbeizogen, still und langsam und sich allmählich voneinander entfernten, immer weiter auseinander, bis beide wie zwei untergehende Gestirne hinter die Wölbung des Himmels hingingen und verschwanden, um eine gute Weile darauf wieder zu

erscheinen. Wenn sie einen Stein in ihren Furchen fanden, so warfen sie denselben auf den wüsten Acker in der Mitte mit kräftigem Schwunge, was aber nur selten geschah, da derselbe schon fast mit allen Steinen belastet war, welche überhaupt auf den Nachbaräckern zu finden gewesen. So war der lange Morgen zum Teil vergangen, als von dem Dorfe her ein kleines, artiges Fuhrwerklein sich näherte, welches kaum zu sehen war, als es begann, die gelinde Höhe heranzukommen. Das war ein grün bemaltes Kindertwägelchen, in welchem die Kinder der beiden Pflüger, ein Knabe und ein kleines Ding von Mädchen, gemeinschaftlich den Vormittagsimbis heranzuführen. Für jeden Teil lag ein schönes Brot, in eine Serviette gewickelt, eine Kanne Wein mit Gläsern und noch irgendein Zutätschen in dem Wagen, welches die zärtliche Bäuerin für den fleißigen Meister mitgeschickt, und außerdem waren da noch verpackt allerlei seltsam gestaltete angebissene Äpfel und Birnen, welche die Kinder am Wege aufgessen, und eine völlig nackte Puppe mit nur einem Bein und einem verschmierten Gesicht, welche wie ein Fräulein zwischen den Broten saß und sich behaglich fahren ließ. Dies Fuhrwerk hielt nach manchem Anstoß und Aufenthalt endlich auf der Höhe im Schatten eines jungen Lindengebüsches, welches da am Rande des Feldes stand, und nun konnte man die beiden Fuhrleute näher betrachten. Es war ein Junge von sieben und ein Dürchen von fünf, beide gesund und munter, und weiter war nichts Auffälliges an ihnen, als daß beide sehr hübsche Augen hatten und das Mädchen dazu noch eine bräunliche Gesichtsfarbe und ganz krause, dunkle Haare, welche ihm ein feuriges und treuherziges Ansehen gaben. Die Pflüger waren jetzt auch wieder oben angekommen, stellten den Pferden etwas Klee vor und ließen die Pflüge in der halb vollendeten Furche stehen, während sie als gute Nachbarn sich zu dem gemeinschaftlichen Imbis begaben und sich zuerst begrüßten; denn bislang hatten sie noch nicht gesprochen an diesem Tage.

Wie nun die Männer mit Behagen ihr Frühstück einnahmen und mit zufriednem Wohlwollen den Kindern mitteilten, die nicht von der Stelle wichen, so lange geessen und getrunken wurde, ließen sie ihre Blicke in der Nähe und Ferne herum-schwärmen und sahen das Städtchen räucherig glänzend in seinen Bergen liegen; denn das reichliche Mittagsmahl, welches die Selbwyler alle Tage bereiteten, pflegte ein weithin scheinendes Silbergewölke über ihre Dächer emporzutragen, welches lachend an ihren Bergen hinschwebte.

„Die Lumpenhunde zu Selbwyhl locken wieder gut!“ sagte Manz, der eine der Bauern, und Marti, der andere, erwiderte: „Gestern war einer bei mir wegen des Ackers hier.“ — „Aus dem Bezirksrat? Bei mir ist er auch gewesen!“ sagte Manz. — „So? und meinte wahrscheinlich auch, Du solltest das Land benutzen und den Herren die Nacht zahlen?“ — „Ja, bis es sich entschieden habe, wem der Acker gehöre, und was mit ihm anzufangen sei. Ich habe mich aber bedankt, das verwilderte Wesen für einen anderen herzustellen, und sagte, sie sollten den Acker nur verkaufen und den Ertrag aufheben, bis sich ein Eigentümer herausgestellt, was wohl nie geschehen wird, denn was einmal auf der Kanzlei zu Selbwyhl liegt, hat da gute Weile, und überdem ist die Sache schwer zu entscheiden. Die Lumpen möchten indessen gar zu gern etwas zu naschen bekommen durch den Pachtzins, was sie freilich mit der Verkaufsumme auch tun könnten; allein wir würden uns hüten, das selbe zu hoch hinauszureiben, und wir wüßten dann doch, was wir hätten, und wem das Land gehört!“

„Ganz so meine ich auch und habe dem Stedleinspringer eine ähnliche Antwort gegeben!“

Sie schwiegen eine Weile, dann fing Manz wiederum an: „Schad ist es aber doch, daß der gute Boden so daliegen muß, es ist nicht zum Ansehen; das geht nun schon in die zwanzig Jahre so, und keine Seele fragt danach; denn hier im Dorf ist niemand, der irgendeinen Anspruch auf den Acker hat, und niemand weiß auch, wo die Kinder des verdorbenen Trompeters hingekommen sind.“

„Om!“ sagte Marti, „das wäre so eine Sache! Wenn ich den schwarzen Geiger ansehe, der sich bald bei den Heimatlosen aufhält, bald in den Dörfern zum Tanz aufspielt, so möchte ich darauf schwören, daß er ein Enkel des Trompeters ist, der freilich nicht weiß, daß er noch einen Acker hat. Was täte er aber damit? Einen Monat lang sich besaufen und dann nach wie vor! Zudem, wer dürfte da einen Wink geben, da man es doch nicht sicher wissen kann!“

„Da könnte man eine schöne Geschichte anrichten!“ antwortete Manz, „wir haben so genug zu tun, diesem Geiger das Heimatrecht in unserer Gemeinde abzutreiben, da man uns den Feskel fortwährend aufhalsen will. Haben sich seine Eltern einmal unter die Heimatlosen begeben, mag er auch dabeiseiben und dem Kesselvolk das Geigelein streichen. Wie in aller Welt können wir wissen, daß er des Trompeters Sohnesohn ist? Was mich betrifft, wenn ich den Alten auch in dem dunklen Gesicht vollkommen zu erkennen glaube, so sage ich: Irren ist menschlich, und das geringste Feschen Papier, ein Stücklein von einem Taufschein würde meinem Gewissen besser tun, als zehn sündhafte Menschengesichter!“

„Gia, sicherlich!“ sagte Marti, „er sagt zwar, er sei nicht schuld, daß man ihn nicht getauft habe! Aber sollen wir unseren Taufstein tragbar machen und in den Wäldern herumtragen? Nein, er steht fest in der Kirche, und dafür ist die Totenbahre tragbar, die draußen an der Mauer hängt. Wir sind schon überbevölkert im Dorf und brauchen bald zwei Schulmeister!“

Siermit war die Mahlzeit und das Zwiegespräch der Bauern

Wir nehmen Gelegenheit, auf die Gesamtausgabe der meisterlichen Erzählungen „Die Leute von Selbwyhl“ hinzuweisen, die unsere Leser im 4. und 5. Bande von „Gottfried Kellers Gesamten Werken“ (Verlag: F. G. Cotta Nachf., Buchhandlung, Stuttgart) finden.

geendet, und sie erhoben sich, den Rest ihrer heutigen Vormittagsarbeit zu vollbringen. Die beiden Kinder hingegen, welche schon den Plan entworfen hatten, mit den Vätern nach Hause zu ziehen, zogen ihr Fuhrwerk unter den Schutz der jungen Linden und begaben sich dann auf einen Streifzug in dem wilden Ader, da derselbe mit seinen Unkräutern, Stauden und Steinhaufen eine ungewohnte und merkwürdige Wildnis darstellte. Nachdem sie in der Mitte dieser grünen Wildnis einige Zeit hingewandert, Hand in Hand, und sich daran belustigt, die verschlungenen Hände über die hohen Distelstauden zu schwingen, ließen sie sich endlich im Schatten einer solchen nieder, und das Mädchen begann, seine Puppe mit den langen Blättern des Wegetrautes zu bekleiden, so daß sie einen schönen grünen und ausgezackten Rock bekam; eine einsame rote Mohnblume, die da noch blühte, wurde ihr als Haube über den Kopf gezogen und mit einem Grase festgebunden, und nun sah die Kleine Person aus wie eine Zauberfrau, besonders nachdem sie noch ein Halsband und einen Gürtel von kleinen roten Beerchen erhalten. Dann wurde sie hoch in die Stengel der Distel gesetzt und eine Weile mit vereinten Blicken angeschaut, bis der Knabe sie genugsam besehen und mit einem Steine herunterwarf. Dadurch geriet aber ihr Fuß in Unordnung, und das Mädchen entleide sie schleunigst, um sie aufs neue zu schmücken; doch als die Puppe eben wieder naht und bloß war und nur noch der roten Haube sich erfreute, entriß der wilde Junge seiner Gefährtin das Spielzeug und warf es hoch in die Luft. Das Mädchen sprang klagend danach, allein der Knabe fing die Puppe zuerst wieder auf, warf sie aufs neue empor und indem das Mädchen sie vergeblich zu haschen bemühte, neckte er es auf diese Weise eine gute Zeit. Unter seinen Händen, aber nahm die fliegende Puppe Schaden, und zwar am Anie ihres einzigen Beines, allwo ein kleines Loch einige Kleinförner durchsichern ließ. Kaum bemerkte der Feiniger dies Loch, so verhielt er sich mäusestill und war mit offenem Munde eifrig beflissen, das Loch mit seinen Nägeln zu vergrößern und dem Ursprung der Kleie nachzuspüren. Seine Stille erwiderte dem armen Mädchen höchst verdächtig, es drängte sich herzu und mußte mit Schreden sein böses Beginnen gewahren. „Sieh mal!“ rief er und schenkte ihr das Bein vor der Nase herum, daß ihr die Kleie ins Gesicht flog, und wie sie danach lachen wollte und schrie und flehte, sprang er wieder fort und ruhte nicht eher, bis das ganze Bein dürr und leer herabhing als eine traurige Hülse. Dann warf er das mißhandelte Spielzeug hin und stellte sich höchst frech und gleichgültig, als die Kleine sich weinend auf die Puppe warf und dieselbe in ihre Schürze hüllte. Sie nahm sie aber wieder hervor und betrachtete wehlig die Verwunde, und als sie das Bein sah, fing sie abermals an laut zu weinen, denn daselbe hing an dem Rumpfe nicht anders, denn das Schwänzchen an einem Molche. Als sie gar so unbändig weinte, ward es dem Uebelthäter endlich etwas übel zumute, und er stand in Angst und Reue vor der Klagenden, und als sie dies merkte, hörte sie plötzlich auf und schlug ihn einigemal mit der Puppe, und er tat, als ob es ihm weh täte, und schrie auch so natürlich, daß sie zufrieden war und nun mit ihm gemeinschaftlich die Zerstückung und Zerlegung fortsetzte. Sie bohrten Loch auf Loch in den Marterleib und ließen aller Enden die Kleie entströmen, welche sie sorgfältig auf einem flachen Steine zu einem Häuschen sammelten, umrührten und aufmerksam betrachteten. Das einzige Feste, was noch an der Puppe bestand, war der Kopf und mußte jetzt vorzüglich die Aufmerksamkeit der Kinder erregen; sie trennten ihn sorgfältig los von dem ausgequetschten Leichnam und guckten erstaunt in sein hohles Innere. Als sie die bedenkliche Höhlung sahen und auch die Kleie sahen, war es der nächste und natürlichste Gedankensprung, den Kopf mit der Kleie auszufüllen, und so waren die Fingerringen der Kinder nun beschäftigt, um die Wette Kleie in den Kopf zu tun, so daß zum erstenmal in seinem Leben etwas in ihm steckte. Der Knabe mochte es aber immer noch für ein totes Wissen halten, weil er plötzlich eine große, blaue Fliege fing und, die sumrende zwischen beiden hohlen Händen haltend, dem Mädchen gebot, den Kopf von der Kleie zu entleeren. Hierauf wurde die Fliege hineingeperrt und das Loch mit Gras verstopft. Die Kinder hielten den Kopf an die Ohren und setzten ihn dann feierlich auf einen Stein; da er noch mit der roten Mohnblume bedeckt war, so glich der Tönende jetzt einem weißsagenden Haupte, und die Kinder lauschten in tiefer Stille seinen Stunden und Märgen, in dessen sie sich umschlungen hielten. Aber jeder Prophet erweckt Grauen und Lndank; das wenige Leben in dem dürrig geformten Bilde erweckte die menschliche Grausamkeit in den Kindern, und es wurde beschlossen, das Haupt zu begraben. So machten sie ein Grab und legten den Kopf, ohne die gefangene Fliege um ihre Meinung zu befragen, hinein und errichteten über dem Grabe ein ansehnliches Denkmal von Feldsteinen. Dann empfanden sie einiges Grauen, da sie etwas Geformtes und Belebtes begraben hatten, und entfernten sich ein gutes Stück von der unheimlichen Stätte. Auf einem ganz mit grünen Kräutern bedeckten Plätzchen legte sich das Dürndchen auf den Rücken, da es müde war, und begann in eintöniger Weise einige Worte zu singen, immer die nämlichen, und der Junge lauerte daneben und half, indem er nicht wußte, ob er auch vollends umfallen sollte, so lässig und müßig war er. Die Sonne schien dem singenden Mädchen in den geöffneten Mund, beleuchtete dessen blendendweiße Zähne und durchschimmerte die runden Wulstlippen. Der Knabe sah die Zähne, und dem Mädchen den Kopf haltend und dessen Zähne neugierig untersuchend, rief er: „Nate, wie viel Zähne hat man?“ Das Mädchen begann sich einen Augenblick, als ob es reißlich nachzählte, und sagte dann aufs

Geratetwoh: „Sundert!“ — „Nein, zweieunddreißig!“ rief er, „Wahr, ich will einmal zählen!“ Da zählte er die Zähne des Kindes, und weil er nicht zweieunddreißig herausbrachte, so fing er immer wieder von neuem an. Das Mädchen hielt lange still, als aber der eifrige Zähler nicht zu Ende kam, raffte es sich auf und rief: „Nun will ich Deine zählen!“ Nun legte sich der Wurche hin ins Kraut, das Mädchen über ihm, umschlang seinen Kopf, er sperrte das Maul auf, und es zählte: „Eins, zwei, sieben, fünf, zwei, eins“; denn die kleine Schöne konnte noch nicht zählen. Der Junge verbesserte sie und gab ihr Anweisung, wie sie zählen sollte, und so fing auch sie unzählige Mal von neuem an, und das Spiel schien ihnen am besten zu gefallen von allem, was sie heute unternommen. Endlich aber sank das Mädchen ganz auf den kleinen Rechenmeister nieder, und die Kinder schliefen ein in der hellen Mittagssonne.

(Fortsetzung folgt.)

Deutscher Naturforschertag.

In Wien tagt unter außerordentlich großer Beteiligung die 85. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte. Zum vierten Male seit Bestehen dieser ältesten und angesehensten wissenschaftlichen Wanderversammlung, die die Gesamtheit der Naturwissenschaften einschließend der Medizin umfaßt, tagt sie in der alten Kaiserstadt an der Donau. In den bescheidenen Dimensionen, die die erste Wiener Naturforscher-Versammlung, die zehnte der Gesellschaft überhaupt, im Jahre 1832 zeigte, spiegelte sich die bescheidene Rolle wieder, die die Naturwissenschaften im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts spielten. Seitdem haben die Naturwissenschaften an Umfang und Bedeutung ganz außerordentlich zugenommen, und in demselben Maße wuchs auch der Umfang und die Bedeutung der alljährlichen Versammlungen. Schon die 2. Wiener Tagung, die im Jahre 1856 stattfand, erhob sich weit über ihre Vorgängerin, und die letzte Wiener Versammlung vom Jahre 1894 war durch eine reiche Fülle wissenschaftlicher Veranstaltungen ausgezeichnet. Es ist zu hoffen, daß die diesjährige Tagung ihr ebenbürtig zur Seite tritt.

Was den äußeren Glanz der Versammlung betrifft, so ist es unstreitig der Fall. Die staatlichen wie die städtischen Behörden haben alles getan, um den Naturforschern einen würdigen Empfang zu bereiten, und mehrere Tausende, darunter die Träger der hervorragendsten wissenschaftlichen Namen, sind aus allen Teilen Deutschlands und Oesterreichs zusammengekommen, um die Versammlung durch ihre Anteilnahme glanzvoller zu gestalten und wertvolle Anregungen durch sie zu empfangen.

Die Eröffnungsfeier fand Montagvormittag um 9 Uhr im Sitzungssaale des Parlamentsgebäudes statt.

Den ersten Vortrag hielt der Münchener Astronom Professor von Seeliger über

Probleme der modernen Astronomie.

Die moderne Astronomie hat ihren Ausgang in der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit der Anwendung physikalischer Methoden, vor allem der Spektalanalyse und Photometrie genommen, wozu sich dann noch das mächtige Hilfsmittel der Photographie gesellte. Die photographische Platte kann durch Verlängerung der Belichtungszeit in einem gewissen Sinne beliebig empfindlich gemacht werden, so daß Sterne und Gebilde, die auch mit den größten Instrumenten dem Auge niemals erschienen wären, durch sie bekannt geworden sind. Dadurch haben wir neue sehr merkwürdige und fast räthelhafte kosmische Formen kennen gelernt, deren Deutung voraussichtlich ganz neue von den gewohnten verschiedene Gedankengänge erfordern wird. Was mögen z. B. jene feinen Nebelstreifen sein, die durch ungeheure Weiten, zu deren Durchmessung das Licht viele Jahre brauchen würde, den Raum zwischen den Sternen durchziehen? Wie sind jene abenteuerlichen Formen leuchtender Nebel, die sich um Sterne lagern, zu verstehen? Wie haben wir die Tatsache in das System überlieferter Erfahrungen einzuordnen, daß kleine Nebelflecke, deren Zahl größer als 100 000 sein mag, über den ganzen Himmel verstreut sind, und warum kommt unter ihnen so überaus häufig die sonderbare Spiralform vor? Diese Fragen bergen vielleicht die weittragendsten Fragen der ganzen Astronomie in sich.

Bei der Erforschung der Planeten hat die Photographie sich bisher den älteren Methoden nicht überlegen gezeigt. Die Marsfrage ist durch sie nicht wesentlich gefördert worden; Seeliger nennt sie über Gebühr aufgebauscht und meint, daß man nur mit einer gewissen Beschränkung auf den Marsrumpf zurückblicken vermag, der wohl abzuklingen scheint, aber noch nicht ganz überwunden ist. In der Tat hat ja aus Anlaß der Beobachtung der sogenannten Marskanäle und ihrer Verdoppelung die ausschweifendste Phantasie sich ungezügelt in Vermutungen über Marsbewohner ergangen, ohne sich nur im mindesten durch die Erfahrung beirren zu lassen, daß das größte Fernrohr der Welt auf dem Mount Wilson die Kanäle nicht zeigt, sondern nur einzelne Gruppen von Flecken, die den Verlauf von Strichen markieren.

Bei den Fixsternen handelt es sich zunächst um die Erforschung der physikalischen und chemischen Eigenschaften. Hier hat man aus den Spektren geschlossen, daß die Sterne in wesentlichen aus den-

Kleines Feuilleton.

2½ Millionen für Radium und Mesothorium.

Selbst Stoffen bestehen, die auch auf der Erde vorhanden sind, daß sie sich aber in den verschiedensten Temperaturzuständen befinden. Unsere Sonne scheint ein Stern von großer Leuchtkraft zu sein, die bei der verhältnismäßigen Temperatur von 6000 bis 7000 Grad an ihrer Oberfläche durch ihre relative Größe bedingt zu sein scheint. Die Schnelligkeit ihrer Abkühlung wird als kaum merklich angesehen, aber schließlich wird sie doch ihre Leuchtkraft verlieren und vollständig erkalten, wenn nicht katastrophale Ereignisse diesen von der Natur geforderten normalen Verlauf unterbrechen. Derartige Katastrophen scheinen bei aufleuchtenden Sternen vorzuliegen, wie 1901 einer im Sternbild des Perseus erschien, der in wenigen Stunden eine Helligkeit erreichte, die nur die allerhellsten Sterne am Himmel besitzen. Vielleicht handelt es sich hierbei um ähnliche Vorgänge wie bei den aufleuchtenden Meteoriten in unserer Lufthülle — gibt es doch im Welt- raum ausgedehnte Ansammlungen fein verteilter Materie, sogenannte kosmische Staubwolken, die ein in sie eindringendes Gestirn durch die Reibung zur höchsten Glut zu entflammen vermögen. Bei dem neuen Stern im Perseus wurden in der Nähe Erscheinungen wahrgenommen, die sich ganz so darstellten, wie Staubwolken, die von einem rissigen Restektor einen kurzen Lichtblitz erhalten.

Sehr wichtige Ergebnisse hat die Astrophysik mit Hilfe des sogenannten Dopplerschen Prinzips gewonnen. Es ist bekannt, daß die Tonhöhe einer Schallquelle sich ändert, wenn sie sich einem Beobachter nähert oder von ihm entfernt. Im ersteren Falle treffen das Ohr in der Sekunde mehr, im letzteren weniger Luftschläge, und da der Ton um so höher klingt, je mehr Schwingungen in der Sekunde das Ohr erreichen, wird der Ton bei Annäherung höher, bei Entfernung tiefer zu sein scheinen als bei gegenseitiger Ruhe. Ist das Licht eine Wellenbewegung, so muß auch hier etwas Ähnliches stattfinden, einfarbiges Licht wird bei Annäherung schnellere Schwingungen zu haben scheinen, seine Farbe wird sich nach dem blauen Ende des Spektrums zu verändern. Weiß man, daß im Spektrum der bewegten Lichtquelle eine Wellenlänge vertreten ist, die einer bestimmten Fraunhoferischen Linie entspricht, und sind beide Linien gegen einander verschoben, so kann man aus der Größe der Verschiebung die gegenseitige Geschwindigkeit von Lichtquelle und Beobachter ableiten. Diese Ermittlung der Geschwindigkeit, mit der die Entfernung eines Sternes von der Erde sich ändert, ist eine höchst merkwürdige Errungenschaft, die noch vor 70 Jahren wohl jeder Naturforscher für einen ganz unerfüllbaren Traum gehalten hätte. Freilich muß bei diesen Untersuchungen darauf geachtet werden, ob die Verschiebungen nicht durch andere physikalische Einflüsse bestimmt sind — hier handelt es sich um keineswegs einfache Fragen, mit denen die Astrophysiker sich zu beschäftigen begonnen haben, und die Zukunft wird hier sicherlich noch wertvolle Fingerzeige geben, damit man sich vor voreiligen Anwendungen des Dopplerschen Prinzips hütet. Andere wichtige Fragen betreffen die Anordnung der zu unserem Milchstraßensystem gehörigen Sterne, und die Entscheidung darüber, ob wir in den Nebelflecken ungeheuer entfernte Milchstraßensysteme zu erblicken haben, oder ob alle Gebilde, die wir wahrnehmen können, unserem eigenen Milchstraßensystem angehören, das von entlegenen Sternsystemen durch dunkle Massen und Staubwolken getrennt ist, in denen auch das Licht auf seinem langen Wege von den fernen Sternsystemen vollständig absorbiert wird, so daß unser System auch optisch von jenen entlegenen vollkommen getrennt ist.

Zum Schluß ging der Vortragende auf die interessante Frage ein, wie weit man die Naturgesetze z. B. den fundamentalen Satz von der Erhaltung der Energie auf das ganze Universum ausdehnen kann. Aufgestellt sind ja alle Gesetze als Erfahrungssätze bei bestimmten völlig abgeschlossenen Systemen, und als ein solches kann man das Weltall sicherlich nicht ansprechen. Sätze wie der von der Erhaltung der Energie oder von der Vermehrung der Entropie verlieren daher bei ihrer Anwendung auf das Weltall jeden bestimmten fassbaren Sinn, und daher sind auch alle weittragenden Folgerungen, die man für das künftige Schicksal der Welt daraus hat ziehen wollen, vollkommen hinfällig. Freilich ändert das nichts an der Tatsache, daß — zum mindesten nach dem heutigen Stande unseres Wissens — die Wärmestrahlung der Sonne allmählich aufhören wird, und damit nicht nur der einzelne Mensch, sondern alles, was auf der Erde lebt, unentzerrbar der Vernichtung verfallen ist, wenn dem Menschen- geschlecht nicht etwa statt des langsamen Hinsinkens eine plötzliche Vernichtung durch die Begegnung unseres Sonnensystems mit einer kosmischen Staubwolke beschieden ist, wodurch in wenigen Augenblicken alle auf der Erde geschaffenen materiellen und geistigen Werte in Flammen aufgehen können.

An die mit großem Interesse und lebhaftem Beifall aufgenommenen Ausführungen schloß sich ein Vortrag des Leipziger Mineralogen Professor Rinne über „Mineralogische Charakteristik des kristallinen Zustandes“, worin die wunderbare Welt der kristallinen Materie, von der jedes Körnchen einen Mikrokosmos (Welt im Kleinen) darstellt, in ihren charakteristischen Unterschieden von der allseitig homogenen amorphen Materie anschaulich dargestellt und durch Lichtbilder erläutert wurde.

Die Zentralstelle des Deutschen Städtetages in Berlin hat eine Umfrage bei den deutschen Großstädten veranstaltet, um Mitteilungen über die Höhe der Mittel zu erhalten, die für die käufliche oder leihweise Beschaffung von Radium und Mesothorium von den Städten zur Verfügung gestellt worden sind. Mit Ausnahme von München, das aus geschäftlichen Gründen den vom dortigen Magistrat geplanten Anlauf radioaktiver Substanzen etwas hinausgeschoben hat, obwohl die Stadtverordneten schon 200 000 M. für diesen Zweck bewilligt hatten, haben zahlreiche deutsche Städte größere Summen für die Beschaffung der wunderwirkenden Krebs- heilmittel zur Verfügung gestellt. Soweit Nachrichten hierüber bekannt geworden sind, beläuft sich die Gesamtsumme der bisher in Deutschland von staatlichen Stellen, Universitäten, Städten und Privaten bewilligten Beträge für Radium und Mesothorium auf rund 2½ Millionen Mark. Das ist ein außerordentlich hoher Betrag, besonders wenn man berücksichtigt, daß der Gesamtwert der bisher überhaupt rein hergestellten Radiumsalze nur etwa 4 Mill. Mark beträgt.

Natürlich haben nicht alle deutschen Städte für die von ihnen bewilligten Gelder sofort radioaktive Präparate bekommen können; in den von ihnen abgeschlossenen Kaufverträgen sind zumeist Liefer- fristen erst für 1914 vorgegeben.

Die Summe von 2½ Mill. Mark dürfte in den nächsten Wochen noch eine Erhöhung erfahren, wenn die verschiedenen Komitees, die in mehreren Großstädten Deutschlands in der Bildung begriffen sind, mit ihren Aufrufen zu öffentlichen Sammlungen hervortreten werden.

Einen Anhalt für die rasche und rege Nachfrage nach Radium und Mesothorium liefern zwei Tatsachen, die wir mitteilen können. Die physikalisch-technische Reichsanstalt in Charlottenburg, die ihr Radium-Laboratorium im Oktober 1912 eröffnete, hatte in der Zeit vom 1. Oktober 1912 bis zum 1. Januar 1913 vier stark-radioaktive und drei schwach-radioaktive Präparate zu messen. In demselben Verhältnis liefen bis vor einigen Wochen die Anträge auf Prüfung radioaktiver Präparate ein. Als dann plötzlich die starke Radiumbewegung begann, wurde die physikalisch-technische Reichsanstalt mit Anträgen geradezu übersättigt. Die Präparate, die ihr allein in den letzten Wochen zur Prüfung überhandt worden sind, enthalten insgesamt Radium im Gesamtwert von 800 000 M.

Und was das Mesothorium anbelangt, so werden zurzeit die vier Fabriken, die gegenwärtig allein Mesothorium darstellen (Dr. D. Knöfler u. Co. in Blöhensee, die Auer-Gesellschaft in Berlin-Ost, Kunheim u. Co. in Rieder-Schönebeide und de Haen in Seelze bei Hannover) von den Vertretern der deutschen Großstädte und des Staates mit den Nachfragen nach Mesothorium beinahe überlaufen. Besonders die großen Berliner Fabriken erhalten fast täglich Besuche von Delegierten der Kommunen und Kliniken, deren Wünsche nach dem segensreichen Mesothor sie leider noch nicht erfüllen können. Wenigstens nicht vor Dezember 1914; denn bis dahin ist die ganze Produktion an Mesothorium in Höhe von etwa 6 bis 7 Grammen schon fest vergeben.

Völkerrunde.

Die Kaffee- von Abyssinien. Die gebirgige Abgeschlossenheit Abyssiniens zeigt sich auch darin, daß man von diesem Lande, seiner Bevölkerung und Regierung so selten etwas hört, obgleich es in jeder Hinsicht zu den interessantesten Reichen der Erde gehört. In der Stadt Harrar, die im östlichen Abyssinien gelegen ist, leben etwa 300 Europäer. Die Gesamtbevölkerung dieser Ortschaft beläuft sich auf 45–50 000 und stellt ein buntes Gemisch von Abyssinern, Gallas, Somalis, Arabern, Jndern und Türken dar. Nach einem Bericht des dort ansässigen englischen Konsuls geht gerade von diesem Bezirk eine schwere Schädigung des Volkes aus, und zwar durch die in steter Zunahme befindliche Anpflanzung des sogenannten Katbaums. Dieser liefert in seinen saftigen Blättern, die etwa denen des Kaffeestrauchs gleichen, ein höchst bedenkliches Erzeugnis, das aber von den Eingeborenen sehr bevorzugt wird. Das Rauhen der Blätter verursacht eine eigenwillige Aufregung, die zunächst angenehm wirkt, aber die Gesundheit und insbesondere den Nervenzustand untergräbt. Die „Kaffee“ verfallen in eine Ungehörigkeit, die ihnen auch den Schlaf raubt und schließlich die Gehirnstätigkeit gänzlich abtumpft. Die Wirkung scheint also reichlich ebenso schlimm, wenn auch anders zu sein, wie beim Opium oder Haschisch. Während die Bewohner Nordafrikas sonst durch ein intelligentes Aussehen auffallen, sind die Gallas von Harrar träge, dumm und außerdem von abgegriffenem Körperbau, weil auch der Appetit beim Kaffee verloren geht. Der europäische Einfluß wird schwerlich stark genug sein, vielleicht auch nicht den guten Willen haben, diese Seuche in Abyssinien zu bekämpfen. Jedenfalls aber sollte er sein Augenmerk darauf richten, daß jenes gefährliche Pflanzenprodukt nicht gar noch in den Weltmarkt eindringt, wozu der Anfang bereits geschahen ist, da kleine Mengen von Kat in Djibuti, dem Hafen des französischen Somalilandes, ausgeführt werden.